

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 81 (1972)
Heft: 5

Artikel: Augenschein im Kulutal
Autor: Vischer, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Augenschein im Kulutal

Helene Vischer

Wie leben die Tibeter in Indien? Haben sie sich nach bald zwölf Jahren vielleicht so eingewöhnt, dass eine Umsiedlung in die Schweiz nicht mehr unbedingt nötig ist? Und wenn doch, welche Kategorie der Flüchtlinge soll berücksichtigt werden? Schon lange hatten uns diese Fragen sehr beschäftigt, durch einen Augenschein in Indien sollten sie abgeklärt werden.

Zunächst bekamen wir es aber in New Delhi nicht mit Flüchtlingen zu tun, sondern mit den indischen Beamten, die sich um sie zu kümmern hatten. Von Fräulein Dr. Züllig, einer ehemals für das Schweizerische Rote Kreuz in Dharamsala tätig gewesenen Ärztin, war eine Gruppe von fünfundvierzig Personen für die Ausreise nach der Schweiz vorbereitet worden, deren Papiere nun möglichst schnell mit den notwendigen – ach so zahlreichen! – Stempeln zu versehen waren. Wir versuchten, diese Formalitäten etwas zu beschleunigen und mussten immer wieder versichern, dass die Flüchtlinge nach dem Grade ihrer Bedürftigkeit ausgelesen werden. Im gleichen Sinn war mit den Vertretern des Dalai Lama zu verhandeln. In Dharamsala wurden wir zu einer Besprechung mit dem Oberhaupt der Tibeter eingeladen. Seine Residenz liegt an einem Bergabhang, ein schöner Tempel und luftige Pavillons gehören dazu. Alles wird von zwar bewaffneten, aber friedlich aussehenden Indern bewacht. Wir müssen unsere Namen in ein Buch schreiben, werden in einen Vorraum geführt und sofort weiter ins Empfangszimmer, das gleichzeitig durch eine andere Tür vom Dalai Lama betreten wird. Freundlich empfängt er uns, fast wie alte Bekannte, es wird Tee eingeschenkt, und es folgt eine ungezwungene Unterhaltung.

Was ist es nur, das diesen Priesterkönig, die 14. Inkarnation des «Grossen Lama» trotz seines tragischen Schicksals auch im Exil nicht nur gelöst und gelassen, sondern heiter, ja fröhlich erscheinen lässt? Tief ernst wird er, wenn er von der grossen Not seines Volkes spricht, aber er lacht herzlich,

wenn wir zum Beispiel meinen, an seinem Mienenspiel erraten zu haben, was er uns sagen will, und antworten, bevor der Dolmetscher Zeit gehabt hat, uns seine tibetische Rede richtig zu übersetzen. Eindrücklich schildert er uns die Not der tibetischen Strassenarbeiter im Kulutal und bittet uns, die Ansiedler für die Schweiz unter diesen allerärmsten zu wählen. Wagen, Führer und Dolmetscher will er uns zur Verfügung stellen, damit wir selber die Lebensbedingungen dieser Leute prüfen können.

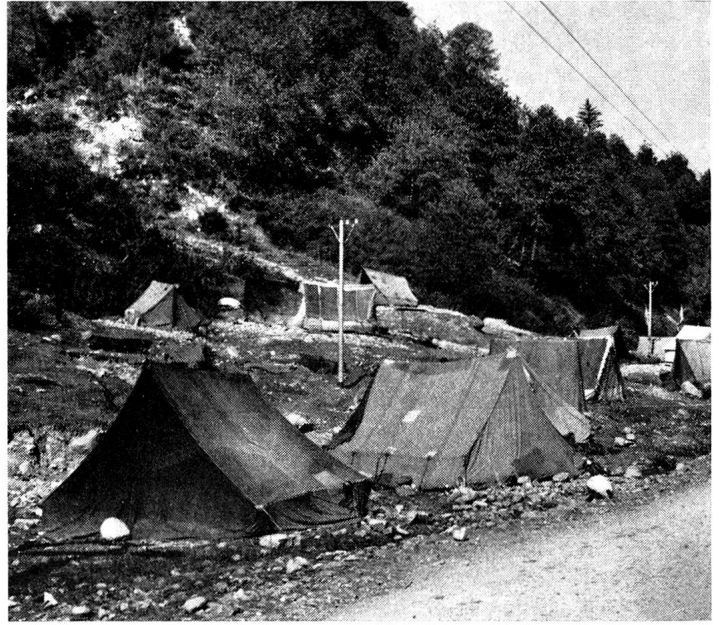
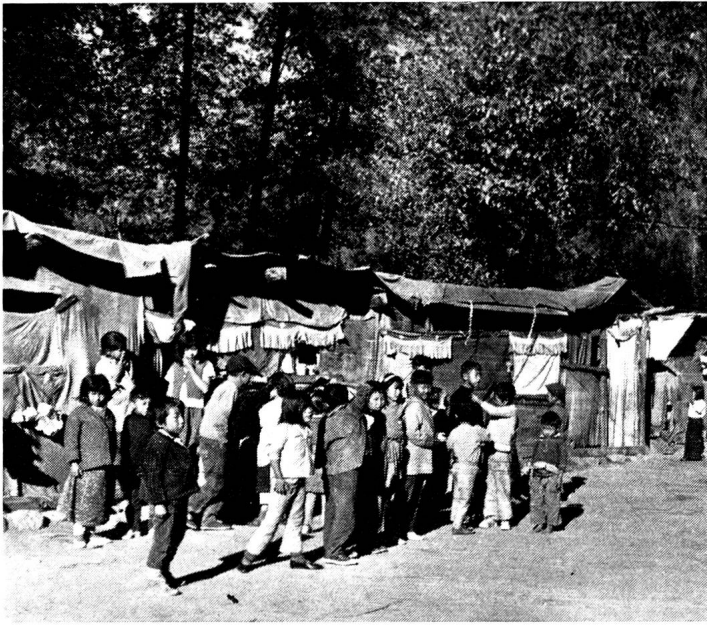
Wir hätten uns noch lange mit dem Dalai Lama unterhalten mögen und mussten uns einen Ruck geben, uns nach der gehörigen Zeit zu verabschieden. Von diesem noch jungen Mann – er mag Mitte dreissig sein – geht etwas aus, das macht, dass man sich in seiner Gegenwart wohl fühlt. Was ist dieses Etwas, woher hat er es?

Frühmorgens am andern Tag wandern wir, gepäckbeladen, den Fusspfad hinunter, der vom Cashmere Cottage, dem Gästehaus des Dalai Lama, zur Fahrstrasse führt. Der Wagen, der uns abholt, holpert erst in die Ebene hinunter, dann geht es wieder hinauf und hinein in die Berge, die für seine Durchfahrt kaum Platz lassen wollen, dann aber plötzlich wieder zurückweichen und eine sanft abfallende Talsohle für den Anbau von Reis in gestaffelten Feldern oder unzähliger Obstbäume freigeben. Die Strasse schwingt sich den Hängen entlang, bald auf dieser, bald auf jener Talseite, überquert den Fluss und klebt dann wieder an einem kahlen Steilhang. Sie gönnt uns die schönsten Ausblicke: hinauf zu schneebedeckten Gipfeln und hinunter ins fruchtbare Tal.

Sollten die berggewohnten Tibeter sich hier nicht wohl fühlen? Wir treffen sie überall, noch bevor wir über Palampur und Mandi nach Kulu gelangt sind. Zwar ist die Strasse hier fertig gebaut, doch ist sie weder nach oben noch nach unten abgestützt worden, und ein richtiges Fundament scheint zu fehlen. Immer wieder sackt sie ab oder wird durch Erdrutsche zugedeckt. So ist ein Teil der Arbeiter immer damit beschäftigt, die

neue Strasse auszubessern. Von weitem erkennt man die Stellen, an denen gearbeitet wird, an einer Wolke von Staub und Teerdunst. Hier sind sie, die tibetischen Frauen und Männer in ihrer typischen, vielfach zusammengestückelten Tracht. Über grossen Holzfeuern brodelt und dampft der Teer. Er wird von den Tibetern in alte Konservenbüchsen, Tassen und kleine Kessel geschöpft, auf der vorbereiteten Stelle ausgebreitet und mit flachen Steinen oder Holzstücken glatt gerieben. Jetzt begreifen wir, warum so viele dieser Flüchtlinge an Tuberkulose leiden. Tag für Tag gebückt in diesem Teerdunst arbeiten müssen, wer soll das aushalten? Jetzt, im November, ist es tagsüber nicht sehr warm, aber wie muss das sein, wenn die unbarmherzige Sommerhitze das sonnige Tal erfüllt? Viele Hände sind verbunden, die unpraktischen Schöpfgefässe sind schuld an zahlreichen Verbrennungen. Auch in Gesichtern haben heisse Teerspritzer Spuren hinterlassen. Was geschieht, wenn eine Wunde nicht heilen will? Man muss abwarten. Und wenn jemand krank wird? Auch warten, bis er gesund wird – oder stirbt. Ärztliche Betreuung gibt es nicht. Wir sahen viele Kleinkinder, zwischen grosse Steine gesetzt oder hinter Büschen liegend. Ihr Überleben hängt davon ab, dass sie möglichst lange von der Mutter gestillt werden können.

Ihre Zelte haben die Tibeter ober- oder unterhalb des temporären Arbeitsplatzes an den Hängen aufgestellt, Zelte, die vor elf Jahren aus guter, solide gewobener Yakwolle hergestellt wurden. Die Yak sind längst zugrunde gegangen, die Zelte zerklüftet, mit Baumrinde und Kistendekeln geflickt. Hie und da ragt auch ein frisches Reisigbündel aus dem Loch einer Zeltwand. Bis die Blätter dürr werden, können sie Wind und Regen ein wenig abhalten. Wir bitten, einige Zelte betreten zu dürfen. Bereitwillig und würdig laden uns die Bewohner dazu ein, heben den Vorhang und zeigen mit einer höflichen Handbewegung den Hausrat, bestehend aus zerdrückten

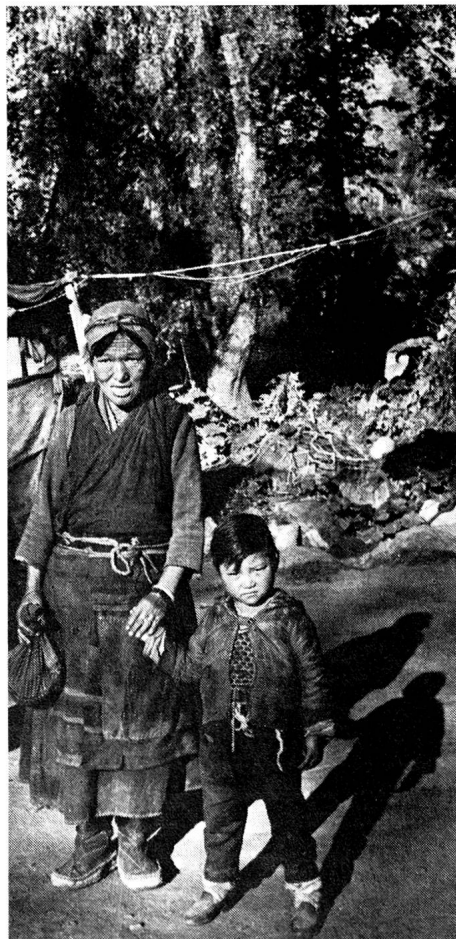


Teppichen, Büchsen und Kisten. Beim Eingang kocht die Wassersuppe. Betteln haben die Tibeter auch hier nicht gelernt; ihre Würde haben sie behalten.

In der Nähe von Pathlikul errichteten die Strassenarbeiter in grosser gemeinsamer Anstrengung ein Lager für Kinder von etwa drei bis zwölf Jahren, also für solche, die nicht mehr gestillt werden, aber noch nicht arbeiten können. Dieses Kinderlager beherbergt etwa zweihundert Kinder. Es braucht nicht, wie die Lager der Eltern, wegen der stets wechselnden Arbeitsstellen ständig verschoben zu werden. Recht idyllisch liegt es unter schattenspendenden Bäumen an einem klaren Bach. Das heisst, oberhalb des Lagers ist der Bach noch klar. Wenn man schon die Lager der Erwachsenen mehr oder weniger mit der Nase finden kann, so schlägt einem bei der sogenannten Nursery ein höchst penetranter Geruch entgegen. Alle Kinder schlafen zusammen in einem Langzelt auf zweistöckigen Bettgestellen, je drei bis vier auf einem Stock, wobei die Breite des schmalen Bettes als Länge benützt wird. Uns ist schleierhaft, wo da die grösseren Kinder ihre Beine unterbringen. Auf den Gestellen liegen zusammengerollt die dünnen Decken. Alles macht einen ordentlichen, aber doch gleichzeitig jämmerlichen Eindruck. Draussen hocken die Kinder in Reih und Glied in einem Viereck am Boden, Steine als Tische vor sich, und werden von einem halbwüchsigen Mädchen unterrichtet. Fünfzehn oder sechzehn mag sie sein, zwei Jahre lang hat sie eine Schule besuchen können. Nie haben wir folgsamere Kinder gesehen. Auch bei der nachfolgenden Mahlzeit – Wassersuppe mit Gemüsefetzen und ein Stück tibetisches Brot – sitzen sie schön ordentlich, keines drängt sich vor. Von anti-autoritärer Erziehung ist keine Kunde hierher gedrungen. Nachher spielen sie hingegeben, singen und tanzen uns vergnügt etwas vor. Wenn nicht die Hungerbäuche wären und die aufgedunsenen Gesichter, man könnte das Elend für einen Augenblick vergessen. Während wir noch im Lager weilen,

bringt ein Mann ein etwa einjähriges Kind . . . die Mutter sei heute gestorben. Das Kleine wird vorläufig in eine leere Kiste gesetzt. Wenn es sich an die veränderte Nahrung gewöhnen kann, wird es vielleicht davonkommen.

Nachts, in Manali, liegen wir in unseren Daunenschlafsäcken und finden es kalt trotz all dem warmen Zeug, in das wir uns gewickelt haben. Wie schlafen die Kinder unter ihren fadenscheinigen Decken im grossen Zelt, durch dessen Löcher die unwahrscheinlich hellen Sterne funkeln, wenn die Nachtkälte jede Pfütze hart gefrieren lässt?



Oberhalb von Manali, gleich nach den heissen Schwefelquellen, hört die Strasse auf. Wir gehen noch ein Stück zu Fuss weiter, um die Tibeter zu besuchen, die bei der Erstellung des Strassenbettes beschäftigt sind. Aber auf der Passhöhe ist schon Schnee gefallen. Schwer beladen mit ihrer ganzen Habe kommen uns die zu Tal ziehenden Tibeter entgegen. Zum Glück ist der Winter nur kurz. Für die Strassenarbeiter bedeutet er Aufhören des regelmässigen Verdienstes, nur noch hie und da Gelegenheit, bei einem Hausbau zu arbeiten. Manche Familie muss versuchen, einen der letzten aus der Heimat mitgebrachten Teppiche zu verkaufen.

Nach Dharamsala zurückgekehrt, werden wir vom Minister des Dalai Lama empfangen. Er bittet uns noch einmal eindringlich, möglichst viele Leute aus dem Kulutal in der Schweiz anzusiedeln, aber auch die älteren Tibeter, für die die Verpflanzung eine zu grosse Umstellung bedeutete, nicht zu vergessen und für sie eine Hilfe in Indien zu ermöglichen. Wir versprochen, alles zu tun, was in unseren Kräften steht. Aber unsere Kräfte sind klein, und die Not ist so gross!

Dieser Bericht von einer Reise, die zwar privaten Charakter hatte, aber im Hinblick auf eine verstärkte Hilfe an die tibetischen Flüchtlinge erfolgte, schildert die gegenwärtige Lage. Es ist zu bedenken, dass von den 70–80 000 Tibetern, welche nach der Besetzung ihres Landes nach Indien und Nepal flohen, immer noch die meisten zu einem guten Teil auf Unterstützung von ihren Asylländern angewiesen sind und dass eine beträchtliche Anzahl in Strassenbaulagern lebt. Das Schweizerische Rote Kreuz möchte in nächster Zeit weiteren Familien eine neue Existenz in unserem Lande anbieten oder das Los der Tibeter in Indien verbessern helfen; seine Reserven für diese Aktion sind jedoch sehr zusammengeschmolzen. Neue Zeichnungen von Patenschaften oder einmalige Beiträge werden dankbar entgegengenommen.